

KÖNIGSTEINS TEXT BAZAR

• • • **Die literarische Agentur**

Der 17. Juni

oder

Die Entstehung einer Legende

Von

Juri Königstein

I.

Die Linke tief in der Hosentasche vergraben, dirigierte Dieter mit der geballten Rechten den Rhythmus der Sprechchöre. Er hatte sein entschlossenstes Gesicht hervorgeholt, und seine ganze Miene verriet den Strategen des Volksaufstandes.

Tausende drängelten sich auf der Kreuzung Leipziger- und Wilhelmstraße. Sein Instinkt warnte Dieter vor der Gefahr, die von dem düsteren Gebäudekomplex am Potsdamer Platz ausging. Alle Angriffe auf Berlin hatte er im Krieg überdauert, und seine Beharrlichkeit inmitten der Ruinenlandschaft konnte Beklemmungen verursachen.

Aber Mutlosigkeit und Zweifel durften den Siegeswillen der Arbeiter nicht lähmen. „Nieder mit den Normen“, brüllte Dieter aus Leibeskräften, „HO schlägt uns KO!“ Und Dieter war es, als gewänne er in den grauen Mauern einen Verbündeten. In immer neuen Echos halten die Sprechchöre tausendfach von ihnen zurück, steigerten die Erregung, die bald nach einem Ventil suchte.

„Weg mit dem Spitzbart – Wir wollen Freiheit!“, erschallte da Dieters erlösender Ruf, der schnell von der Menge aufgenommen wurde, und schon war sie da, die Eskalation von den Normen zur Politik, wurden nicht mehr nur einzelne Maßnahmen des verhassten Regimes in Frage gestellt, sondern die ganze Regierung von Moskaus Gnaden.

Im zweiten Stock des „Hauses der Ministerien“ wurde ein Fenster aufgestoßen, jemand sprach vom Fenster aus, aber kein Wort war zu verstehen. „Runterkommen“, schrie Dieter, „komm’ runter, wenn Du was willst!“

Vor dem Eingang des Gebäudes geriet die Masse in Bewegung, ein Tisch wurde herausgetragen. Selbmann, der Minister für Hüttenwesen und Erzbergbau, kam heraus und stieg auf sein Podium. „Arbeiter, Genossen“, begann Selbmann, „wir wissen, dass Fehler gemacht wurden. Was die Normen betrifft, so bin ich ermächtigt, zu erklären, dass die Normenerhöhung überprüft und rückgängig gemacht wird. Also, zurück an die Arbeit.“

Aber schon war Dieter bei ihm, hautnah auf dem Tisch, der kaum zwei Menschen Platz bot. „Es geht nicht um die Normen, es geht um die Freiheit“, fuhr Dieter den verdutzten Funktionär an, und er wusste die Massen hinter sich.

Selbmanns Versuche, sich Gehör zu verschaffen, gingen unter in den Rufen nach freien Wahlen und einem einigen Deutschland. „Seht, meine Hände“, hob Selbmann noch einmal, fast schon kraftlos, an, „ich selbst bin ein Arbeiter...“. „Das scheinst Du aber vergessen zu

haben“, höhnte Dieter zurück. „Ulbricht und Grotewohl sollen rauskommen, die Feiglinge!“

Selbmann: „ Die Genossen Ulbricht und Grotewohl sind nicht im Haus. Ich bin ermächtigt, mit Euch zu verhandeln. Stellt doch eine Delegation zu-sammen, die drinnen mit uns verhandelt...“

„Freiheit, Freiheit“, ertönten die von Dieter dirigierten Sprechchöre, „wir wollen Freiheit!“

II.

Dieter plagte ein gewisses Unbehagen. Was zum Teufel hatte ihn bewogen, die Geschichte vom 17. Juni in Umlauf zu bringen? Deutlich hatte er sie vor Augen: die erstaunten Blicke der Kollegin Ahlers, des Kollegen Keller, das unsichtbare Grinsen des Kollegen Sandler, das die offene Verleugnung seiner Glaubwürdigkeit war. Dieter – sonst nie von Hemmungen oder Selbstzweifeln befallen – waren seine Bedenken außerordentlich lästig. Bekannt war, dass er zu Beginn der 50er Jahre einige Semester an der Humboldt – Universität studiert hatte, Medizin, dann aber in den Westen geflohen war. Dieters späte Eröffnungen über seine Rolle beim 17. Juni 1953 verwunderten nun selbst jene, die seinen Werdegang nach der Flucht in den Westen von Anfang an begleitet hatten. Warum nur hatte er seine Verdienste im Kampf gegen die kommunistische Diktatur ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten so bescheiden verschwiegen? Nicht einmal in Andeutungen erwähnt, wie knapp er den Schergen Ulbrichts entkommen war? Nun, für ihn als Journalisten war völlig klar: Entscheidend war nicht, was wirklich geschehen war, sondern das, was möglicherweise hätte geschehen sein können. Und so hatte er seiner Phantasie die Sporen gegeben gegenüber einem Landsmann, der in Bonn zu Amt und Würden und da-rüber hinaus zu weltweitem Ansehen gelangt war.

III.

„Mann-oh-Mann, Klingebiel, ich versteh' Dich nicht. Was willst Du bloß von der? Pferdearsch und Hängebusen – und dann dies ewige FDJ – Geplärre.“ Robert Künzels Beschreibung war drastisch, aber anschaulich. Doch Dieters Liebe zu der rothaarigen Marion war über solche Äußerlichkeiten erhaben. Für seine Erwägungen fehlte Robert,

mit dem er das Zimmer im Studentenwohnheim teilte, der höhere Sinn. Marion, wie Dieter und Robert, Medizinstudentin, war Chefin der FDJ in ihrer Semestergruppe und als solche – wohl auch aus Überzeugung – allzeit bereit, dem Klassenfeind in den Arm zu fallen, wo immer er die vom Blut der gemeuchelten Arbeiter triefende Hand erhob. Sie organisierte die Solidarität mit Befreiungsbewegungen, wo immer auf der Welt sie dabei waren, das Joch von Imperialismus und Kolonialismus abzuschütteln. Und sie vertrat alle Wendungen der Parteipolitik mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie die gestern noch gültigen Parolen.

Marions Vater, ein wichtiges Mitglied der KPD, hatten die Nazis von 1935 an in verschiedenen Konzentrationslagern gefangen gehalten; ein Umstand, der Dieter in gewisser Weise Respekt abnötigte, wenngleich er nicht begriff, wie man sich – nur wegen einer politischen Meinung – so leichtfertig jeglichen Komforts begeben konnte. Dies zumindest zeitweise, denn später hatten die SED-Oberen ja ihrem Genossen seine Treue mit einem Posten in der Wirtschaftsverwaltung gelohnt, der ihm mit Sicherheit Zugriff auf all jene Kostbarkeiten gestattete, um die die eigenen heißen Gedanken oft kreisten.

Dieter konnte sich nicht vorstellen, dass Marion von den Segnungen dieses „Tschlein-deck-dich“ ausgeschlossen sein sollte, obwohl sie nie ein Wort darüber verlor. Ihre Leibesfülle aber galt Dieter als unwiderlegbares Indiz dafür, dass die väterlichen Zuwendungen gut und gerne für zwei reichen würden.

Überdies hatte Dieter erfahren, dass sich die Wiedergutmachung keineswegs auf die Vergabe einträglicher Posten beschränkte. Vielmehr durften die Verfolgten des Naziregimes ansehnliche Renten einstreichen, ein Privileg, dass es auch Marions Vater dereinst ermöglichen sollte, seiner Tochter, der einzigen, ein erkleckliches Sümmchen zu hinterlassen. Und dieser Tag lag vermutlich gar nicht mal in weiter Ferne, denn die langjährige Haft in den Lagern der SS hatte die Gesundheit des alten Herren dem Vernehmen nach gehörig untergraben.

Für solch eine viel versprechende Verbindung war Dieter bereit zu investieren. Er bemühte sich, Marions Wohlgefallen zu erregen. Eifrig besuchte er die Schulungsabende der FDJ, wusste stets die ein

oder andere Sentenz aus Stalins „Fragen des Leninismus“ in die Debatte einzustreuen. Keinen freiwilligen Arbeitseinsatz versäumte er, regelmäßig sah man ihn im Theater. Dieter ließ sich in die Leitung der FDJ-Gruppe wählen, und sein Name stand im Impressum der Gruppenzeitung. Ja, Dieter versuchte sogar, sich durch Witz und Charme hervorzutun.

Allein, all sein Mühen war vergeblich. Seinen vorbildlichen Einsatz für die gemeinsame Sache hielt Marion offenbar für die selbstverständliche Obliegenheit eines jeden „Jugendfreundes“; die Absichten, die Dieter damit verband, schien sie nicht einmal zu bemerken. „Einer, der ihr nicht gefiel, das war Dietchen Klingebiel“, kommentierte Robert Künzel die Entwicklung in Dieters Herzensangelegenheit.

Dieses Übermaß an Unverständnis für den bittersüßen Schmerz, den er durchlebte, versetzte Dieter in einen Zustand höchster Erregung: Stromweise schoss ihm das Blut in den Kopf, hinterließ an Hals und Gesicht hektisch-rote Flecken, und nervöse Zuckungen entluden sich in seinen Gesichtsmuskeln. „Wenn ich wirklich gewollt hätte, hätte ich die auch gekriegt“, keifte er und war gar fürchterlich anzusehen.

IV.

Dieters Naturell bewahrte ihn davor, die Ursachen seines Misserfolges näher ergründen zu wollen. „Eigentlich“, so versicherte er sich und anderen, habe er diesen „mopsigen Blaustrumpf“ ja gar nicht gewollt, und sein Verdruss hielt nicht lange an. Dies umso mehr, als Dieter Lob und Anerkennung nicht versagt blieben. Mit Fleiß und Hingabe widmete er sich der Öffentlichkeitsarbeit seiner FDJ – Gruppe, nutzte die kleinen Möglichkeiten der von ihm redigierten Zeitung, um sich andere durch Gefälligkeiten zu verpflichten.

Große Resonanz fand ein von Dieter initiiertes und organisierter Bazar zur „Solidarität mit dem koreanischen Volk“, der vielen Funktionären und Hochschulkadern die Gelegenheit verschaffte, ihre Verbundenheit mit der „internationalistischen Arbeit“ des Jugendverbandes zu demonstrieren.

Verstärkt setzte Dieter aber seinen Stolz auch in Äußerlichkeiten. Als erster und einziger im Wohnheim verfügte er über ein Radiogerät in seinem Zimmer, das dadurch, vor allem, wenn der RIAS die „Verbotene Musik“ übertrug, zum allgemeinen Anziehungspunkt wurde. Denn wer wagte es schon, die „Feindsendung“ sozusagen öffentlich – im Aufenthaltsraum – einzuschalten?

Nur hatte Dieter, um diese Investition finanzieren zu können, auf einen Hundertmarkschein zurückgreifen müssen, den ihm der Dekan der Fakultät beim Solidaritätsbazar spontan als „Spende für die Truppe“ in die Hand gedrückt hatte; ein Akt, der aber keineswegs, wie Dieter zunächst angenommen hatte, den anderen verborgen geblieben war, und Marion und die Leitung der FDJ – Gruppe verlangten nun, gemeinsam über die Verwendung des Geldes zu entscheiden.

V.

Atemlos stürzte Robert Künzel ins Zimmer. „Klingebiel – ich muß abhauen – die Russen in der Stadt – die haben den Ausnahmezustand verhängt – Panzer überall...“, keuchte er.

Dieter hatte die Ereignisse, die sich in der Innenstadt abspielten, anhand der Berichte im RIAS verfolgt. Im Gegensatz zu Robert, der nach dem grollenden Auftakt des Vortages losgezogen war, um zu sehen, „was sich heute wohl tut“, hatte sich Dieter Distanz auferlegt, um ja nicht in Verdacht zu geraten, er würde mit der Herausforderung der Staatsmacht sympathisieren und die Aufsässigkeiten gegen die Obrigkeit unterstützen. Dieter hatte also Desinteresse vorgeschützt und war in seinem Zimmer geblieben, wo ihn Robert Künzel jetzt vorfand.

„Mensch, ich war am Potsdamer Platz, und irgendwie haben die plötzlich das Columbus-Haus gestürmt. Ich bin mit gerannt, frag’ mich nicht, warum, ich weiß es nicht, immer rein in den HO. Und mitten im dicksten Tumult steht auf einmal der Heininger vom Wachpersonal neben mir, ausgerechnet, als ich gerade so eine bescheuerte Stellage umschmeiße. Kannst Du Dir das vorstellen, Klingebiel, dieses 150prozentige Arschloch war doch mit Sicherheit nur dabei, um zu spitzeln, und der hat mich genau erkannt. Ich muss

weg hier, ich muss abhauen, sonst stecke ich metertief in der Scheiße.“

Dieser Lagebeurteilung konnte Dieter nur zustimmen, aber schließlich hatte es Robert sich selber zuzuschreiben, dass er in diese Situation geraten war. „Klingebiel“, ich muss verduften“, sagte Robert noch einmal, während er einige Sachen in eine Tasche raffte, „guck’ mal draußen nach, ob die Luft rein ist, im Haus, auf der Straße, aber bitte, beeil’ Dich!“

Dieter ging – und alarmierte Heimleitung und FDJ.

VI.

Seine „prinzipienfeste Haltung“ brachte Dieter großes Lob ein. In einer „schweren Stunde der Republik“ habe sich Dieter bewährt, meinte der Kreissekretär der FDJ, als sie noch beisammen standen und „den Vorfall“ diskutierten. „Ihr müsst die Geschichte in Eurer Semestergruppe auswerten, klarmachen, was denen blüht, die sich gegen unsere sozialistische Gesetzlichkeit vergehen, die sich am Volkseigentum vergreifen. Macht morgen eine Aktivsitzung, da könnt Ihr das ja vorbereiten.“

Dieser Vorschlag fand auch Dieters Billigung. Das Glücksgefühl des öffentlich Gelobten zerbrach jedoch jäh, als Marion, zwar schon im allgemeinen Aufbruch, aber für alle deutlich hörbar sagte: „Ach Dieter, und dann bring’ doch morgen endlich die hundert Mark mit, damit die mal in unsere Kasse kommen.“

Dieter war allein in seinem Zimmer. „Wie es denjenigen geht, die sich am Volkseigentum vergreifen“, ging es ihm unablässig durch den Kopf. Es bedurfte keiner allzu großen Phantasie, sich das vorzustellen. Wie aber sollte er die einhundert Mark bis morgen herbeischaffen?

Zur Aktivtagung erschien Dieter nicht mehr. Schon am frühen Morgen hatte er sich im Durchgangslager Marienfelde gemeldet. Als Grund für seine Flucht in den Westen gab er „Unzufriedenheit mit den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen im Osten“ an.

© Königsteins Text Bazar 1986